

Wenn Anfang unseres Jahrhunderts jemand von *ländlich* sprach, dann hieß das im allgemeinen *nach Landesart*, bezog sich also auf ein größeres politisches Gebilde wie etwa das Königreich Württemberg und nicht auf die bäuerlich-dörflich bestimmten Regionen ganz allgemein. Dieser Begriff von ländlich und Land ist ziemlich jung, und er ist eine städtische Prägung. Land in diesem Sinn ist ein Kontrastbegriff, der den Hintergrund des Städtischen braucht. Die Akzente standen dabei von Anfang an fest: Stadt als ein unübersichtlicher Raum, vielschichtig und vielfältig, mit sehr verschiedenartigen Gruppen von Menschen und mit uneinheitlichen Tendenzen; das Land demgegenüber überschaubar, eine kleine Welt der Ordnung und Gemeinsamkeit, in der sich die Menschen alle in gleicher oder ähnlicher Weise bewegen und orientieren.

Stadt – kulturelle Vielfalt,
Land – kulturelle Harmonie?

Im Zeichen dieses Kontrastprogramms wird bis heute vielfach auch ländliche Kultur verstanden. Städtische Kultur – das ist ein buntes Angebot auf verschiedenen Ebenen: Oper und Symphoniekonzert, Theater und Kabarett, Non-Stop-Kinos und Videoshops, Gesangvereine und Kammerorchester, Jugendzentren und Rockkonzerte, Selbsterfahrungsgruppen und musische Kurse und was es sonst noch an kulturellen Fitneßangeboten gibt. Ländliche Kultur stellt man sich demgegenüber als Einheit vor: bestimmt von Traditionen, eingebunden in den natürlichen Kreislauf des Jahres und verflochten mit den Höhepunkten kirchlichen und gemeindlichen Lebens. Aber stimmt dieses in sich geschlossene Kontrastbild von *der* ländlichen Kultur?

Ich skizziere ein Bild, eine erlebte Szene: Ein ober-schwäbischer Flecken. Einer dieser Orte, die man beim Durchfahren für Dörfer hält, die aber auf den Ortsschildern und wo immer es möglich ist verkünden, daß es sich um eine Stadt handelt. Es ist abends gegen acht Uhr. Die Straßen sind ausgestorben. In der Ortsmitte ein Lokal, hell erleuchtet, vertrauenerweckend. In der großen Gaststube sind zwei, drei Tische besetzt. An einem Tisch sitzen zwei Übernachtungsgäste, Vertreter wohl, mit Einheimischen zusammen; sie reden über die Straßenverhältnisse und Wirtshäuser im Oberland, erzählen Witze und

neckten – ziemlich plump – die Bedienung. Am anderen Ende des Raums steht ein Tisch, an dem drei alte Männer Karten spielen, ruhig, fast ohne Kommentar. Ein dritter Tisch ist offensichtlich besetzt, aber niemand sitzt da – vier Jugendliche in Motorradkluft stehen am Flipper und spielen. Aus ihren Gesprächen geht hervor, daß sie auf dem Weg zu einem Rockkonzert sind, das erst nach neun Uhr anfängt. Drüben im Saal läuft der Fernseher. Eine alte Frau sitzt davor und strickt oder flickt. Plötzlich taucht ein etwa vierzehnjähriger Junge auf mit einer Trompete und fängt unmittelbar hinter ihr an zu blasen – sie zuckt zusammen und herrscht ihn an: *Sei doch still, der Alte*. Der Junge lacht nur: *Ach was, der Alte – der Alte sitzt da drüben und spielt Pinokel*. Er dreht sich um und wendet sich der Treppe zu. Ehe er den Raum verläßt, ermahnt ihn noch die alte Frau, die Großmutter wohl, still zu sein. Der Grund wird hörbar, als er die Zwischentür zum oberen Stock öffnet: Oben, im Saal, probt ein gemischter Chor; die Töne von Haydns «Schöpfung» dringen nach unten.

Verschiedene kulturelle Stile
neben- und miteinander

Kultur im ländlichen Raum – vielleicht sollte man gleich sagen: Kulturen im ländlichen Raum. Da ist, eingefangen schon auf engstem Raum, Medienkultur, Massenkultur, repräsentiert durch die Allgegenwart des Fernsehens. Da gibt es traditionelle Unterhaltungskultur: das Kartenspiel der Männer. Da ist die herkömmliche Vereinskultur, verkörpert in dem Jungen, der vom Übungsspielen der Blasmusik kam. Da sind aber auch die Vertreter einer anderen Jugendkultur, einer Alternativkultur, der Rockszene zugewandt und gleichzeitig fasziniert von der genormten Unterhaltungskultur: Das Spiel am Flipper. Da sind musikalische Spuren der gehobenen, der Bildungskultur mit Haydns «Schöpfung», und da ist, mit der Szene am Tisch, mit Unterhaltung, Witzen, Neckereien, ein schlichtes Stück Alltagskultur.

Resümee: Es gibt auch auf dem Land verschiedene kulturelle Stile. Diese Stile unterscheiden sich in der historischen Tiefe, sie reichen vom Alt-Traditionellen bis zum Modernen. Charakteristischer noch als in der Stadt ist auf dem Land die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Es gibt auch keineswegs eine klare und durchsichtige Zuordnung bestimmter



Festliches Konzert in einem kleinen Saal: Vielleicht führt der Liederkranz – wie im Text erwähnt – Haydns «Schöpfung» auf.

Gruppen zu bestimmten kulturellen Stilen. Gewiß, die Großmutter geht nicht zum Rockkonzert; aber es ist auch nicht so, daß sie als die Älteste nur das Brauchtum hochhält – sie sitzt viel daheim und sieht viel fern, und lange Zeit hat sie mitgesungen in dem anspruchsvollen Chor. Es gibt also nicht nur Zuordnungen, sondern auch Verschränkungen. Die einzelnen kulturellen Bereiche sind nicht hermetisch geschlossen, sondern durchlässig; aber es gibt auch Abgrenzungsstrategien und Gegensätze. Das von der Stadt her entworfene Bild kultureller Harmonie hat wahrscheinlich nie ganz gestimmt; heute jedenfalls verfehlt es die komplexe Realität.

Auch Landstriche mit Vereinsödland, Kinoödland, Theaterödland

Allerdings ist es keineswegs so, daß überall in den Dörfern ein reich differenziertes Kulturangebot vorhanden wäre. Bevölkerungsverschiebungen haben die Struktur der Dörfer geändert: die Abwanderung in industriell wenig erschlossenen Bezirken hat zu einer Ausdünnung geführt, die natürlich auch die kulturellen Institutionen betrifft. Es gibt Landstriche mit Vereinsödland, Theaterödland, Kinoödland

– ja sogar Wirtschaften, Gaststätten fehlen vielfach schon. Aber auch die umgekehrte Tendenz, die massive Zuwanderung in Industriegebiete und in ehemals ländliche Gebiete am Rande von Städten hat in aller Regel nicht zu einer kulturellen Bereicherung geführt, sondern zur Desorientierung: oft handelt es sich um Schlafstädte und Wohndörfer, in denen die Zugezogenen im Abseits bleiben, die traditionelle Kultur ins Abseits gerät.

Der Regionalplanung, die ein «Leerlaufen des Landes» verhindern will, kann dies nicht gleichgültig sein. Sie wirbt mit der Lebensqualität auf dem Land; und diese erschöpft sich nicht in Umweltvorteilen, sondern hat auch ihre kulturelle Seite. So wird die kulturelle Aufwertung des Landes immer häufiger in die Planungsstrategien einbezogen.

Das Dorf allein kann den gestiegenen Erwartungen allerdings nicht gerecht werden. Aber es hat sich ja längst ein natürliches Verbundsystem entwickelt. Baden-Württemberg besitzt die ausgeglichensten Regionen; dazu trägt die Existenz der vielen historisch gewachsenen Städte und Städtchen bei, die als Zentralorte Bedeutung für ihr Umland haben – wirtschaftlich, aber auch kulturell. Die Frage nach der Kultur im ländlichen Raum ist zunächst einmal die

Frage nach der Kultur in diesen Zentren, den Marktstädtchen, ehemaligen Residenzorten und Klostersitzen.

Hier sind alle Bereiche der Kultur, anders gesagt, sind Kulturen verschiedenen Zuschnitts vertreten. Die Elitekultur, die Hochkultur ist ausgewiesen durch Konzerte und Theatervorstellungen, die teilweise natürlich importiert werden müssen. Es gibt die medial vermittelte Unterhaltungskultur, über die man nicht nur abschätzig reden sollte – das Kino sterben der letzten Jahrzehnte bedeutete für die Kultur dieser Orte eine wirkliche Verarmung. Dann ist natürlich die traditionelle Volkskultur vertreten, deren Träger heute weitgehend die Vereine sind; und schließlich gibt es verschiedene Formen der alternativen Kultur, die vor allen Dingen unter den Jugendlichen ihre Anhänger findet.

Alternativkultur der Jugendlichen
als nicht «bodenständig» abgelehnt

Es handelt sich allerdings nicht um ein spannungsloses Nebeneinander. Vor allem die Formen der Alternativkultur werden oft in Frage gestellt. Schon das Wort ist nicht neutral –, es wird entweder als Kampfbegriff oder als Ausgrenzungsbegriff verwendet. Als Kampfbegriff: Wir sind nicht wie Ihr, wir sind anders – wir wollen keine Blasmusik, keinen gemischten Chor, wir wollen mehr Sound und mehr Vitalität. Als Ausgrenzungsbegriff: Ihr seid anders, Ihr paßt Euch nicht an, fügt Euch nicht ein –, eigentlich ist das gar keine Kultur.

In einer Umfrage bei einer Anzahl größerer Gemeinden kam diese Ausgrenzung direkt oder indirekt immer wieder zum Ausdruck. Ja, hieß es zum Beispiel, wir haben eine Halle, aber nur für kulturelle Veranstaltungen, nur für seriöse Veranstalter, usw. Vor allem nach aufwendigen Hallenrenovierungen wird oft eine Grenze gezogen zwischen selbstverständlich akzeptierten Vereinsfesten, bei denen es ja auch nicht immer ganz zahm zugeht, und Rockkonzerten oder anderen Veranstaltungen der Jugendlichen. Die Fälle, in denen Gemeinden solche Gruppen durch Ausfallgarantien, durch Bereitstellung von Veranstaltungs- und – was fast noch wichtiger ist! – Proberäumen unterstützen, sind keineswegs die Regel. Kommunale Kulturförderung, so hat man festgestellt, könne deshalb besonders effektiv sein, weil die Verwaltung nahe am Ort des Geschehens sei. Aber das ist nicht nur ein Vorzug, denn so wird auch der Druck der Interessen ungeschützter wirksam. In den Sitzungen des Gemeinderats kann man das oft verfolgen: kulturelle Zuschüsse werden in aller Regel fortgeschrieben, wer-

den reserviert für angeblich oder wirklich traditionelle Formen. Nicht selten wird dann das Wort «bodenständig» als Waffe eingesetzt. Dabei hat ein junger Vertreter der alternativen Szene mit Recht die Frage aufgeworfen, ob denn etwa Blaskapellen mit ihrer böhmisch-tschechischen Militärmusik so viel bodenständiger seien als diejenigen, die schwäbischen Rock veranstalten.

Gelegentlich richtet sich auch die eigene Definition gegen die Alternativen: Sie seien ja doch angetreten gegen die Subventionskultur, heißt es, und jetzt gierten sie selber nach Subventionen. Aber ohne finanzielle Förderung sind manche der beliebtesten Aktivitäten einfach nicht möglich, und es ist sicherlich dubios, wenn das Engagement in der Rockmusik vom Geldbeutel der Eltern abhängig ist. Mit kleinen Subventionen wird die Initiative der Jugendlichen bestimmt nicht gelähmt; und ihre Verbitterung ist verständlich, wenn sie, die etwas auf die Beine stellen wollen, schlichtweg zurückgewiesen werden von Leuten, die keinen Schritt ohne die Absicherung durch Spesen machen.

Problemgruppen Alte, Frauen, Ausländer

Das Problem der Förderung der alternativen Kultur, die meistens so alternativ gar nicht ist, ist aber nur ein Spezialfall; ganz allgemein müssen für die Kulturarbeit noch mehr Mittel bereitgestellt werden. Es ist ja auch keineswegs so, daß die Kultur an sich funktioniert, und daß jetzt eben mit den unzufriedenen Jugendlichen eine undankbare Problemgruppe aufgetaucht ist. Die Jugendlichen sind vielleicht die auffallendste und lauteste dieser Problemgruppen, aber es gibt daneben andere. Alte Menschen können nicht einfach auf das bestehende Angebot verwiesen werden, sondern fordern besondere Anstrengungen heraus. Kultur muß zu ihnen hingebacht werden, und viele Bibliotheken, Volkshochschulen usw. haben dies inzwischen auch begriffen. Seltener ist die Rede von der großen Problemgruppe der Frauen. Gerade in der ländlichen Kultur gehörte es zum herkömmlichen Bild, daß die Frauen nicht integriert waren; sie waren im wesentlichen zuhause, während für die Männer bei zwei oder drei Vereinsmitgliedschaften schon allein dadurch der Freizeitkalender ausgefüllt war. Ökonomische Veränderungen, aber auch ein neues Selbstbewußtsein der Frauen haben die Situation verändert. In Büchereien und Volkshochschulkursen sind Frauen überrepräsentiert; und in Vereinen, die auf sich halten, werden, auch wenn sie den Namen *Männerturnverein* tragen, zumindest als Ergänzung Frauenabteilungen eingerichtet.



Blick über die Mische: Die «Pomm Fritz» aus Ochsenhausen. Julian Aicher hat in seinem Buch «Da läuft was. Einblicke in Rockszenen der oberschwäbischen Provinz» alle diese Musikgruppen einer Landschaft vorgestellt.

Auch spezifischere, kleinere Gruppen könnten noch genannt werden wie die ausländischen Arbeitsmigranten und ihre Familien, die ja auch nicht einfach in bestehende Strukturen eingepaßt werden können. Integration kann hier ja nicht totale Anpassung heißen, diese Gruppen haben ein Recht, ihre eigene Kultur zu fördern – und gefördert zu bekommen. Dabei geht es hier – wie in all den genannten Fällen – gar nicht nur darum, bereits vorhandenen Erwartungen und Forderungen zu begegnen; im Rahmen der gemeindlichen Aktivitäten sollten vielmehr grundsätzlich möglichst viele Gruppen beteiligt werden. Es geht also nicht nur um Bedarfsdeckung, sondern auch um Bedarfsweckung.

Kultur für alle, Kultur von allen –
eine Patentlösung?

Die Werbeformel, der Slogan, unter den entsprechende Anstrengungen gestellt werden, lautet: *Kultur für alle, Kultur von allen*. Es lohnt sich, nach Sinn und Problematik dieser Formel zu fragen. Zunächst einmal: Zumindest für diejenigen, die einmal in einer gleichgeschalteten Kultur gelebt haben, klingt diese Formel nicht nur angenehm. Man kann einen drohenden Unterton heraushören: Alle antre-

ten zum Symphoniekonzert! So ist die Formel nicht gemeint. Aber gegen allzu Kulturbeflissene soll doch betont werden, daß zum Recht auf Kultur auch das Recht gehört, auf die Kultur zu verzichten. Man sollte es nicht machen wie jene Pfadfinder, die, um eine gute Tat zu vollbringen, eine alte Frau über eine Straße schleppten, die sie gar nicht überqueren wollte.

Auf der anderen Seite sollten tatsächlich alle die Chance haben, an kulturellen Angeboten teilzuhaben, wenn sie wollen. Ja, man muß sogar noch ein Stück weitergehen. Von August Bebel stammt das kluge Wort: *Man kann nicht wollen, was man nicht kennt*. Es gilt also, Anstrengungen zu machen, den Menschen die Vielfalt des Kulturellen vorzustellen. Eine dritte Feststellung: Das Prinzip *Kultur für alle* wird vielfach in einer Weise verfolgt, als gälte es, am Punkt Null anzufangen. Es wird zu wenig auf das Vorhandene geachtet, auch auf die traditionellen Formen der Kultur. Oft hat man nicht gemerkt, wie wichtig es ist, das Gegebene in neue Entwürfe einzufügen. In großen Städten hat man beispielsweise die Stadtmitte kaputtsaniert, und erst als die beherrscht war von Banken und Versicherungen, hat man Kommunikationszentren gebaut –, obwohl

diese vorher in der Form von Cafés, Wirtshäusern, Parkanlagen u. ä. vorhanden waren. Kultur muß, ähnlich wie das Rad, nicht immer neu erfunden werden; allerdings gibt es verschiedene Räder.

Ein viertes: Wenn die These *Kultur für alle* einen Sinn haben soll, dann kann es sich nicht um die gleiche Kultur für alle handeln; es gilt vielmehr, ein vielfältiges Angebot und verschiedene Kulturen zu entwickeln. Die Gemeinsamkeit liegt in der kulturellen Aktivität, im Tätigsein, in der Entfaltung der Kräfte. Bei Kindern spricht man, wenn sie ihren motorischen Apparat anzuwenden beginnen, wenn sie also ihren Körper und die Fähigkeiten der Körperkraft zu erfahren beginnen, von Funktionslust. Dieser Begriff läßt sich auch auf kulturelle Aktivitäten übertragen. Ich kann malen, ich kann töpfern, ich kann singen, ich kann Theater spielen – das allein schon ist etwas Positives, ist ein Gewinn.

Ich meine allerdings – und das ist eine fünfte Feststellung –, daß man nicht bei der Funktionslust stehen bleiben darf, wenn man Kultur ernst nimmt als einen Bereich, in dem Qualität zählt. Johann Peter Hebel hat einmal in einem Rundbrief zu seinem Kalender geschrieben, er erhoffe sich viele *sachlustige* Mitarbeiter. Dieses Wort hatte er sicher erfunden, und es hat sich auch nicht eingebürgert. Aber man könnte es hier verwenden: es geht neben der Funktionslust auch um die *Sachlust*, um einen sachverständigen und zugleich lustvollen Umgang mit kulturellen Aufgaben und Beständen. Wo an kulturelle Aktivitäten keinerlei Anforderungen gestellt werden, verkommen sie zur Beschäftigungstherapie –, und das ist zu wenig.

Kultur für alle ist also keine Patentlösung, sondern eine schwierige Aufgabe, und zweifellos ergeben sich besondere Schwierigkeiten für den ländlichen Raum. Wahrscheinlich reicht es ja doch nicht aus, wenn alle Überlegungen zur ländlichen Kulturszene auf die zentralen Städte verlagert werden. Gewiß, ohne das Verbundsystem von Stadt und Land könnte der kulturelle Auftrag für den ländlichen Raum nicht erfüllt werden. Aber man kann sich wohl auch nicht völlig darauf zurückziehen.

Schon innerhalb der Städte hat sich gezeigt, daß sich in der Nutzung des kulturellen Angebots je nach Wohnquartier erhebliche Unterschiede ergaben. Je größer die Entfernung, umso mehr sank die Beteiligung. Dies gilt natürlich noch sehr viel mehr für die Dörfer im weiteren Umland. Hier muß einerseits durch ein entsprechendes Angebot an Verkehrsmitteln gegengesteuert werden; andererseits ist aber eben doch auch zu fragen, was im Dorf selber vor sich geht, wie es mit der Kultur und den Kulturen am Ort und vor Ort aussieht.



Im Sommer Freilichttheater, im Winter Vorführungen im Saal eines Gasthauses: Vor allem in den Tagen nach Heilig Abend hat das volkstümliche Schauspiel Saison.

Gemeindereform: Bestätigung der Gemeinsamkeit, Rückbesinnung auf örtliche Eigenheit

Dabei sind zwei entgegengesetzte Tendenzen auszumachen, die sich vor dem Hintergrund der Gemeindereform darstellen lassen. Die Gemeindereform wird heute oft als Willkürakt wildgewordener Planer kritisiert, die ganz unnötigerweise irgendetwas verändern wollten. Tatsächlich wurde in vielen Fällen auf gewachsene Strukturen zu wenig Rücksicht genommen, und außerdem mußte sich die Behauptung größerer Bürgernähe merkwürdig ausnehmen, wenn der Gang zum Rathaus – früher gleich um die Ecke – plötzlich einen halben Tag forderte. Aber die Gemeindereform besiegelte ja doch in vielem eine Entwicklung, die längst vorher eingetreten war. Die alten Gemeinden konnten in ihrer engen räumlichen Begrenzung immer weniger Entscheidungen treffen; fast alle wichtigen Probleme reichten über die Gemeindegrenzen hinaus, so daß für größere Veränderungen immer die Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden notwendig war. Nun läßt sich das Modell: größere Effizienz durch Zusammenschluß ja nicht nur auf die Wirtschaft, auf Straßenbau, Geländeerschließung und Ähnliches anwenden, sondern auch in anderen Bereichen. Ein Sportverein, der die Feierabendkicker aus drei Dörfern vereint, wird zwar nicht gleich in die Bundesliga aufsteigen, aber er verbessert doch seine Chance, in einer der niederen Klassen einen besseren Platz zu erringen. Und wenn sich kulturelle Ver-

eine zusammen tun, dann sind nicht nur die Chancen größer, zu einer Mehrzweckhalle zu kommen, sondern dann nimmt auch die kulturelle Leistungsfähigkeit zu. Zum Teil hat sich die Entwicklung in dieser Richtung vollzogen. Es gibt neue Gemeinden, die – ohne die Teilgemeinden einfach an den Rand zu drängen – zu neuen Formen gefunden haben, zu einem gemeinsamen Museum, zu gemeinsamen Veranstaltungsräumen, zu gemeinsamen Feiern, zum gemeinsamen Dorffest. Manchmal ist es sogar gelungen, eine am Schreibtisch geschaffene Gemeinde historisch zu verankern und so etwas wie ein neues Ortsbewußtsein auf historischem Grund zu entwickeln. Dies ist die eine Tendenz: Ein Verbund also nicht nur zwischen Stadt und Land, sondern auch im dörflichen Bereich selbst, innerhalb der neuen Gemeinden und manchmal auch darüber hinaus.

Es gibt aber auch eine Entwicklung in der Gegenrichtung. Nicht ganz selten hat die politische Neuformierung eine kulturelle Gegenbewegung ausgelöst: Das Selbstbewußtsein der alten Gemeinden, der jetzigen Teilgemeinden, ist wieder gewachsen. Oft ist es überhaupt erst durch den Vollzug der neuen Ordnung geweckt worden. Im neckarschwäbischen Raum gibt es einige Beispiele, wo man den Versuch unternommen hat, gemeinsame Veranstaltungen, gemeinsame Feste zustande zu bringen,

aber die Chöre und Gesangvereine traten dann eben nicht gemeinsam auf, sondern sangen gewissermaßen gegeneinander in einer konkurrierenden Demonstration.

Kultur: nie nur Lokalkultur,
immer auch Lokalkultur

Auch diese Bewegung, die Rückbesinnung auf die ursprüngliche lokale Identität, hat ihr gutes Recht. Kultur war in Deutschland – im Gegensatz zu anderen westlichen Ländern – immer dezentral. Die politische Einigung fand im Kulturföderalismus der Länder ihr Gegengewicht; innerhalb der Länder behaupteten die einzelnen Regionen ihr Recht; in den meisten Regionen gab es mehr als nur ein Zentrum; und auch die Gemeinden und Teilgemeinden sind oft noch kräftig genug, ihre eigene Kultur zu entwickeln und zu bewahren.

Kultur, ein Wort, das sich so monumental gibt, ist eigentlich immer ein Plural. Es gibt viele Kulturen. Das gilt von der stilistischen Ausrichtung, von der sozialen Einfärbung; davon war ausführlich die Rede. Es gilt aber auch von der regionalen und örtlichen Verankerung. Kultur kann nie *nur* Lokalkultur sein, sonst verkommt sie zur kitschigen Winkel seligkeit. Aber Kultur sollte immer *auch* Lokalkultur sein.



Früher war es schöner, aber heute geht es uns besser – das ist die scheinbar widersprüchliche Grunderfahrung, die man häufig hören kann. Damit sind die beiden Seiten des Entfremdungsprozesses angedeutet: Die Arbeit wurde leichter, aber man ist jener anheimelnden Nähe zur Natur auch entrückt, in Zusammenhänge gestellt worden, die man nicht mehr überblickt, die einem die Arbeit, die Dinge, die man produziert, den Mitarbeiter, mit dem man zusammenschafft, fremd machen. In dörflichen Vereinen und Festen wird gerne die Fahne der schönen Vergangenheit hochgehalten: die Tracht, das Brauchtum. Dabei wird immer ausgeklammert, daß der Preis der Nähe zur Natur sehr hoch war, daß sie einen durch Wetter und Krankheit, Hunger und Kälte, Unwetter und Tod fast nach Belieben beuteln konnte. Der Satz müßte deshalb eigentlich heißen: Früher ging es uns viel schlechter, aber heute ist es merkwürdigerweise nicht schöner.

Utz Jeggle: Betrachtungen zur Dorfentwicklung. In: Dorfentwicklung. Aktuelle Probleme und Weiterbildungsbedarf. Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1987, S. 228 f.